

# Erlebnisse aus Jemen

Autor(en): **Steiner, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **74 (1965)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974829>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# ERLEBNISSE AUS JEMEN

Von Dr. Andreas Steiner

## TROMMELN IN DER NACHT

Am späten Abend haben wir das Lager des Prinzen Ahmed ben Hussein erreicht. Es liegt am Rande einer Oasenstadt, in einem Tal des nordöstlichen Jemens, wo die fast menschenleere, südarabische Wüste, der Rub al Khali, in die jemenitischen Berge übergeht. Nach einer kurzen Aussprache mit dem Prinzen hat uns dieser ein Zelt zugewiesen und uns der Obhut seiner Diener anvertraut. Jetzt sitzen wir rund um eine dampfende Reisplatte, stopfen mit viel Appetit eine Hand voll Reis nach der anderen in den Mund und reißen das faserige Fleisch von den Knochen. Aus der Stadt tönt ein ununterbrochenes Ta-ta-tam-tam, Ta-ta-ta-tam-tam zu uns herüber.

«Lasst uns sehen, was dort los ist», sage ich nach dem Essen zu Scheich Ali, dem Chef unserer Begleitmannschaft. Wir treten ins Freie. Die Nacht ist kalt, kaum mehr als zehn Grad. Hinter einem der hohen Lehmhäuser steigt soeben der zunehmende Sichelmond empor und wirft sein schwaches Licht auf unseren Weg. Auf dem sandigen Grund des Wadis, das die Stadt durchzieht, flackert ein kleines Feuer. Davor hocken Beduinen und schlagen zwei Holztrommeln. Um sie herum tanzen fünf schwarze Krieger. Sie haben ihre krummen Messer aus den Scheiden gezogen und wirbeln sie in der Luft. Auf und ab blitzt die Klinge. Die Krieger treten vor und zurück, drehen sich nach links und nach rechts. Rund um die Tänzer stehen Männer und Knaben und schauen ihnen zu. Etwas weiter entfernt, in der Nähe eines Hauses, tanzen die Frauen. Der klagende Klang einer Pflöfe mischt sich in die dumpfen Schläge der Trommeln. Die Tänze werden wilder, schneller. Die Klängen sausen hernieder und bohren sich in das Dunkel der Nacht. Staub wirbelt empor. Wie Geister tanzen die fünf Krieger über die rauchende Erde.

Wir werden von einigen der Herumstehenden begrüßt. Andere mustern uns misstrauisch. Scheich Ali ist ungeduldig. «Komm», sagt er, «gehen wir! Es ist kalt.»

Wieder im Zelt, hüllen wir uns in unsere Decken, und der ferne eintönige Trommelklang wiegt uns in den Schlaf. Der Zeltboden ist hart. Um ein Uhr und abermals um drei Uhr wache ich auf. Jedesmal höre ich die Trommeln. Am Morgen wecken uns Schüsse. Ganze Salven donnern an unser Ohr. Ich springe auf. Auch Scheich Ali ist wach. «Nur keine Angst! Jetzt werden die Knaben beschnitten, die du gestern am Feuer gesehen hast. Drei Tage und drei Nächte haben

die Leute getanzt. Am dritten Morgen ist es so weit. Während der Beschneidung ihrer Söhne schießen die Väter». Ich ziehe meine Schuhe an und eile hinaus. Ein dämmriges Licht liegt über der Stadt. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Es ist eiskalt.

Ich komme zu spät. Die Zeremonie ist bereits beendet. Die Knaben tanzen jetzt mit den Kriegern zusammen. Sie sind zwölf Jahre alt und haben alle eine neue Djambiya, einen Krummdolch, erhalten, dessen schneidende Kraft sie zuerst an ihrem eigenen Leib erfahren mussten. Jetzt sind sie in die Gemeinschaft der Erwachsenen aufgenommen, jetzt dürfen sie mittanzen. Sie sind in blaue Röcke gekleidet und tragen einen schwarzen Turban. Ihre Augen halten sie halb geschlossen, ihr Mund ist unbeweglich, wie in Wachs erstarrt. Sie scheinen nichts zu hören, nichts zu sehen. Nur die Musik bewegt sie. Im Takt der Trommeln taumeln sie hin und her. Um sie herum drehen sich die vor Müdigkeit trunkenen Krieger. Fünfzig nackte Füße stampfen den kalten Sand. Viele haben ihre Gewehre umgehängt. Während des Tanzes schießen sie. Hart an den Köpfen vorbei pfeifen die Kugeln durch die Luft. Nachladen, rasselnde Ladebewegungen, Schuss fällt auf Schuss. Einer zielt auf uns und grinst über sein schläfriges Gesicht. Ich springe zur Seite. Scheich Ali ruft etwas. Der andere feuert sein Gewehr über unseren Köpfen ab und freut sich an unserer Angst.

Einige Krieger hocken abseits im Sand. Wir treten zu ihnen und werden freundlich begrüßt. Ein Junge giesst aus einer langschnäbligen Messingkanne Kaffee in winzige Tassen. Mit einer Verbeugung überreicht er einem nach dem andern eine Tasse. Der Kaffee ist eine schmutzigbraune, bittere, stark gepfefferte Brühe. Er brennt auf der Zunge und im Hals. Ein Büblein steht neben mir und betrachtet mich. Es ist nur in ein weisses Hemd gekleidet und zittert vor Kälte. Wie ich es nach seinem Namen frage, rennt es mit erschrockenem Gesicht davon.

Inzwischen ist die Sonne aufgegangen und überzieht warm die Zinnen der hohen Lehmhäuser. Wir gehen zu unserem Zelt zurück. Bald darauf verstummen die Trommeln. Ab und zu noch knallt es. Dann wird es still. «Jetzt verzehren sie die geschlachteten Schafe», meint Scheich Ali, «dann ist das Fest vorbei, und alle werden einen Tag und eine Nacht lang schlafen».

Wir rasen mit dem Wagen über die im Abendlicht glänzende Wüste hinweg. Dann und wann flitzen dürre, kleine Büsche oder ein Ilbbaum, der seine stacheligen Zweige durstig in die Luft streckt, an uns vorbei. Eine Ziegenherde, die die spärlichen Wüstengräser abweidet, wird durch den Motorenlärm aufgeschreckt und flieht, eine Staubwolke hinter sich herziehend, in die Ebene hinaus. Im Süden und Westen türmen sich

Berge. Ihre Umrisse treten scharf und klar hervor, als hätte sie jemand mit einem feinen Griffel in den azurblauen Himmel gezeichnet. Die Berge sind unser Ziel. Hinter ihnen liegt die Front des jemenitischen Bürgerkrieges.

Bei Sonnenuntergang hält der Wagen vor einer quer über der Fahrpiste liegenden Holzschranke. Aus einem Loch im Felsmassiv zu unserer Linken tritt ein



Soldat auf uns zu und verlangt die handschriftliche Fahrbewilligung des Prinzen zu sehen. Etwas später passieren wir einen zweiten Kontrollposten. Der Weg wird eng. Auf beiden Seiten treten die Felsen an ihn heran. Dann öffnet sich vor uns eine von Bergen umgebene, sandige Ebene. Soldaten stehen herum, einige sitzen um ein Feuer, andere treten zwischen den Steinen hervor und schauen unserem Wagen nach. Dieser biegt um eine Felsennase und hält schliesslich vor einem Höhleneingang. Ungefähr ein Dutzend Krieger in schmutzigen, weissen Hemden und mit hageren Gesichtern eilen uns entgegen und begrüssen uns feierlich.

Die Höhle ist im Innern sehr geräumig. Sie wird durch zwei schräggehende, spitzwinklig ineinander verkeilte Felsblöcke gebildet. Im Hintergrund lassen diese eine grosse Oeffnung frei, durch die der Abendhimmel ein mattes Licht im Raum verbreitet. Den natürlichen, weiten Eingang hat man mit aufeinandergeschichteten und mit Sand gefüllten Benzinfassern zu drei Vierteln geschlossen und mit alten Fallschirmen getarnt. Den Innenwänden entlang bilden Munitionskisten eine Brüstung, hinter der Decken und Kissen ausgebreitet sind. Wir alle, der Krankenpfleger Paul, Scheich Ali, Scheich Ahmed, Mohammed, der Chauffeur Hazam und ich, nehmen im Kreuzsitz hinter den Kisten Platz und lassen uns von den Soldaten mit Tee bewirten. Ein lautes Palaver hebt an. Fragen und Antworten nach dem Woher und Wohin, nach gemeinsamen Bekannten, nach den neuesten Kriegsergebnissen jagen sich kreuz und quer durch die Höhle. Soldaten und Beduinen aus der Umgebung gesellen sich zu uns. Einer unter ihnen, der, von einer schwer bewaffneten Kriegerschar begleitet, jetzt in den Schein der inzwischen angezündeten Petroleumlampe tritt, fällt durch seine saubere Kleidung, durch seinen gepflegten Bart und durch den nachlässig geschlungenen blaubestickten Turban aus weissem Kaschmirtuch auf. «Seidi Jahia, der Kommandant», flüstert der neben mir sitzende Scheich Ahmed. Der Seidi begrüsst einen nach dem andern von uns. Dabei bemerke ich, dass er auf dem linken Auge blind ist. Seinem Aeusseren und seinem Namen nach erinnert er mich an einen ebenfalls halbseitig erblindeten grausamen Polizeioffizier, den ich vor einigen Wochen im westlichen Jemen getroffen habe. Bald jedoch erweist sich dieser wenig schmei-

chelhafter Vergleich als unbegründet. Seidi Jahia entpuppt sich als der liebenswürdigste Gastgeber, der mir bis jetzt in Südarabien begegnet ist. Zuerst verteilt er eigenhändig jedem von uns eine Büchse Mangosaft, dann eine Büchse Pfirsiche. Endlich schenkt er jedem drei Pakete der besten englischen Zigaretten. Später bringt er uns das Essen und bereitet uns selbst das Nachtlager.

Es ist zehn Uhr abends. Wir haben eine pikant gewürzte arabische Mahlzeit hinter uns und ruhen auf den Decken hinter den Munitionskisten. Die Petroleumlampe verbreitet ein warmes, dämmriges Licht. Neben mir sitzt Seidi Jahia und unterhält sich mit einem der ihm unterstellten Scheiche. Ab und zu wendet er sich zu mir und macht eine Bemerkung über den Krieg oder über die für den nächsten Morgen verabredete Krankenvsichte. In einer Ecke sitzt eine Gruppe von Soldaten und hört, die Köpfe zusammengesteckt, einem bärtigen Greis zu, der mit wilden Handbewegungen eine Geschichte erzählt. Daneben staunt ein kaum fünfzehnjähriger Junge träumerisch in die Dunkelheit. Seinen weichen Gesichtszügen nach zu urteilen, könnte er ein Mädchen sein. Vor mir, an einem krummen Balken, hängen wirr durcheinander zwei Gewehre, ein rostiges Blech und eine Fusskette, wie die Gefangenen sie tragen. Dahinter hocken schweigend drei Krieger. Der eine spielt mit der Flinte auf seinen Knien. Neben ihm liegt ein Schnauzbärtiger und schläft.

Soldaten kommen und gehen. Draussen ertönt ab und zu der kurze Pfiff des Wachthauptmanns, dem die rund um die Höhle aufgestellten Wachen mit einem Schrei antworten. Im Hintergrund der Höhle, der bis anhin dunkel und unbeweglich geblieben ist, flammt in einer pyramidenförmigen, etwas über dem Boden liegenden Nische ein Feuer auf. In der dreieckigen, flackernd erhellten Felsöffnung hantiert eine schwarze Gestalt mit langen Haaren. Vornübergebeugt rührt sie in einem über dem Feuer dampfenden Kessel. Das Licht schlägt zur Höhlendecke empor und verliert sich in den Steinen. Nur ganz hinten, wo sich der Fels in den Himmel öffnet, bleibt es weiterhin finster. Die Augen fallen mir zu. Müdigkeit befällt mich. Ich lege mich nieder. Das Stimmengewirr wird leiser und leiser. «Wallensteins Lager, der Dreissigjährige Krieg», denke ich und schlafe ein.

## DIE JUDENGEMEINDE

Nach einem dreistündigen Ritt auf Mauleseln haben wir den Rand einer grösseren, in einem breiten Tal gelegenen jemenitischen Stadt erreicht. Wir reiten auf einem schmalen Pfad zwischen zwei Lehmwäuerchen dahin. Links und rechts liegen ausgedehnte, erst vor kurzem abgemähte Hirsefelder. Vor uns ragen zwischen Dattelpalmen die fünf- bis sechsstöckigen Wohntürme der Stadt in den wolkenlosen Himmel. Ihre vier-

eckigen Türme bestehen ganz aus Lehm. Ihre flachen Dächer sind von kunstvoll geformten, teilweise weissgestrichenen Balustraden umgeben. Da und dort wurden in spielerischer Art Erker angefügt, Türmchen aufgesetzt, Ställe und Terrassen hinzugebaut.

Weich und unaufdringlich fügen sich die hohen, irdenen Häuser in die sie umgebende Natur. Wie ein aus dem Boden herausgewachsener Kristall erscheint

die Stadt. Doch Scheich Ahmed, der neben meinem Esel einherschreitet, stört meine stille Betrachtung. «Eine halbe Stunde von hier entfernt wohnen Jahudi», sagt er, und auf den reich verzierten Silberaufsatz seiner Djambiya zeigend, fügt er hinzu: «Das habe ich bei ihnen gekauft.» — «Gibt es wirklich noch Juden in diesem Land?» frage ich den Scheich ungläubig. Bis vor wenigen Jahren lebten noch zahlreiche Juden in den Ghettos der jemenitischen Städte und Dörfer. Unter ihnen hatte es hervorragende und weit herum berühmte Silberschmiede. Doch während der Herrschaft des Imam Ahmed sind sie dem Ruf ihrer Glaubensbrüder gefolgt und nach Israel ausgewandert. Heute wird allgemein angenommen, dass im Jemen keine Juden mehr leben. Die Ghettos sollen leer stehen und langsam zerfallen. «Ich möchte die Jahudi sehen», sage ich zu Scheich Ahmed, «frage den Kommandanten der Stadt, ob er uns die Erlaubnis gibt.»

Doch der Kommandant ist nicht leicht von der Notwendigkeit eines Besuches bei der Judengemeinde zu überzeugen. Erst als ich ihm erkläre, dass ich einen Silberring als Andenken kaufen möchte, willigt er ein. Eine Schar von zehn Soldaten begleitet uns.

Der Weg führt zuerst durch ein steiniges, flaches Tal. Nach einer halben Stunde taucht hinter einem Felsen ein Dorf auf. «Wohnen die Juden hier?» frage ich einen Soldaten. «Nein dort», antwortet dieser und zeigt auf die Geröllhalde eines nahen Berges, wo ich jedoch nichts als Steine sehen kann.

Als wir den Fuss des Berges erreicht haben, bemerke ich über mir in den Felsen Strohhütten und schwarze Zelte. Dazwischen laufen Männer, Frauen und Kinder umher. Zwei Knaben haben uns entdeckt. Die Nachricht, Fremde seien angekommen, verbreitet sich mit Windeseile. Zwischen den Steinen zeigen sich immer mehr Leute und blicken uns neugierig entgegen.

Wir steigen auf einem steilen Weg in die Halde hinein. In halber Höhe stehen aus Fetzen und Strohmatte gebaute Hütten. Frauen und Kinder sitzen davor. Die Frauen sind wie Beduininnen in lange schwarze Röcke gekleidet. Um ihr Haupt haben sie ein Tuch gewickelt. Keine verschleiert sich jedoch vor uns, wie wir das bis anhin in diesem Land gewöhnt sind. Ein kleines Mädchen streckt mir lachend seine Hände entgegen. Etwas weiter oben hockt ein Greis. Langes, weisses Haar umwuchert wild seine Schläfen, seine Wangen und sein Kinn. Als ich ihm die Hand zum Gruss reiche, küsst er sie. Ich erwidere die Geste und frage ihn auf arabisch nach seinem Befinden. «Der Herr weiss es», antwortet der Greis.

Wir steigen weiter hinauf und gelangen zu einem mächtigen, weit über eine Ebene vorspringenden Felsen. Hinter uns stehen junge Frauen. Ich begrüsse eine nach der andern mit Handschlag und gegenseitigem

Handkuss. Sie lachen und scheinen sich über unseren Besuch zu freuen. Es ist wohl das erste Mal, dass sich ein Europäer hierher versteigt. «Das also sind die Jahudi», erklärt einer meiner Begleiter.

In den Gesichtszügen und im Körperbau unterscheiden sich diese Kinder des auserwählten Volkes in nichts von den jemenitischen Muslims. Auch sie sind klein und schwächlich. Auch sie haben das eckige Gesichtprofil der Jemeniten. Nur die zwei langen Haarlocken vor den Ohren deuten äusserlich auf den anderen Glauben hin. Auch fällt mir auf, dass keiner der jüdischen Männer eine Djambiya oder sonst eine Waffe trägt. Ich werfe unauffällige Blicke auf die dahinter stehenden Frauen. Sie haben ausnahmslos hübsche, ebenmässige Gesichter, und alle sind mit schwerem Silberschmuck behangen. Armspangen, verschiedene Halsketten, Ohringe, Fussreifen glitzern in der Sonne.

Einer der Männer nimmt mich bei der Hand und führt mich zu einem Loch unter dem grossen Felsen. Ein Hämmern tönt aus dem Innern an mein Ohr. Ich krieche in das Loch und befinde mich alsbald in einer Schmiedewerkstatt, die hier in einer sehr weiten, jedoch niedrigen Höhle untergebracht ist. Männer und Jünglinge hocken vor kleinen Ambossen. Die einen hämmern, andere feilen, einer hält ein Stück Metall an einer langen Zange über einen steinernen Ofen, während ein Knabe mit einem Rohr die Glut anbläst. Funken sprühen. Der Schmied zieht das Metall zurück und klopft es mit weichen Schlägen auf dem Amboss zurecht. Alle arbeiten mit grossem Eifer und lassen sich nicht durch uns stören. Ein geheimnisvoller Schauer erfasst mich. Im Innern dieses Berges und zwischen den emsig werkenden Männern — vielleicht den letzten jüdischen Silberschmieden des Jemens — komme ich mir wie in einem Märchen vor.

Die Juden wollen uns zum Essen einladen. Doch die jemenitischen Soldaten werden ungeduldig. Der Kommandant habe einen Boten geschickt und bitte uns sofort zurückzukommen, da zahlreiche Patienten auf mich warteten, behaupten sie. Es tut mir leid, die freundliche Einladung ausschlagen zu müssen, doch allem Anschein nach ruft mich die Pflicht. Wahrscheinlich hat aber die Ungeduld der Soldaten andere Gründe als die Sorge um ihre Kranken.

Bevor ich fortgehe, kaufe ich noch zwei feingearbeitete, silberne Ringe: einen grossen, breiten mit eingelegetem rotem Glas, wie ihn die Männer tragen und einen dünnen mit einem rund herum laufenden punktförmigen Muster. Einige der älteren Männer frage ich, ob sie schon in Israel gewesen seien. Doch keiner von ihnen hat den Jemen je verlassen, und keiner scheint meine Frage richtig zu verstehen. Sollte der Ruf des jungen Staates nie bis in diese abgelegenen Berge des nördlichen Jemens gedrungen sein?

---

*Diejenigen, die die Kleinheit der grossen Dinge in sich selbst nicht fühlen, übersehen oft die Grösse kleiner Dinge in andern.*

*(Kakuzo Okakura)*